KOMPAKT

Diaspora

BUCHPRÄSENTATION Dmitrij Kapitelman, Jahrgang 1986, kam mit acht Jahren als »jüdischer Kontingentflüchtling« mit seinen Eltern nach Deutschland. Erst lernte er Leipzig und später Berlin wie seine Westentasche kennen, gleichzeitig eroberte er die deutsche Sprache so vollkommen, dass die Lektüre jeder seiner Reportagen und jedes seiner inzwischen drei literarischen Werke ein Genuss ist. Ging es im ersten Buch um die Spurensuche des vaterjüdischen Autors – gemeinsam mit dem Vater – in Israel, im zweiten um das Ringen um die deutsche Staatsangehörigkeit, so handelt sein jüngstes Werk *Russische Spezialitäten*, erschienen bei Hanser Berlin, von den atmosphärischen Störungen, die der Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine in der russischsprachigen Diaspora und speziell bei seiner Mutter ausgelöst hat. Kostproben seines Wissens, seines Humors und seiner Sprachwendigkeit gibt es am Dienstag, 24. Februar, 19 Uhr, im Jüdischen Gemeindezentrum am Jakobsplatz. Das Gespräch mit dem Schriftsteller und Journalisten moderiert Ellen Presser. Um Anmeldung unter karten@ikg-m.de oder 089/202 400 491 wird gebeten. *ikg*

Finale

AUSSTELLUNG Das Leben des Literaturwissenschaftlers Frank A. Stern, 1944 in Tapiau, einer Kleinstadt nahe Königsberg, im Verborgenen geboren, ist nicht weniger komplex als das seiner Hauptfigur in dem Buch *Die Suche der Töchter. Kronheims Zeiten. Romanbiografie einer jüdischen Familie*. Der Spezialist für deutsch-jüdische und österreichisch-jüdische Literatur- und Filmgeschichte stellt sein im Vergangenheitsverlag erschienenes Werk gemeinsam mit der Schauspielerin Tamara Stern am Donnerstag, 26. Februar, 19 Uhr, im Jüdischen Museum München, St.-Jakobs-Platz 16, vor. Die Veranstaltung gehört zum Ausklang der aktuellen Sonderausstellung *Die Dritte Generation*. Ulrike Heikaus, die Moderatorin des Abends, die die Schau kuratiert hat, bietet um 17.30 Uhr einen besonderen Ausstellungsrundgang an. Der Eintritt zu beiden Angeboten ist frei, doch Anmeldung ist unbedingt erforderlich unter 089/233-96096. *ikg*

Programm

VORTRAG Die Woche der Brüderlichkeit 2026 unter dem Motto »Schulter an Schulter miteinander« wird am Sonntag, 8. März, 16.30 Uhr, im Alten Rathaus, Marienplatz 15, mit einem Vortrag von Oberstaatsanwalt Andreas Franck, Zentraler Antisemitismusbeauftragter der Bayerischen Justiz, eröffnet. Zur Teilnahme ist eine Anmeldung bis 2. März unter info@gcjz-m.de erforderlich. Mehr Informationen unter www.gcjz-m.de/termine. *ikg*

Religiöse Heimat

SCHWABING *Die Stadtteilsynagoge Sha'arei Zion in der Georgenstraße ist seit Jahrzehnten ein Zentrum jüdischen Lebens im Viertel*

VON ESTHER MARTEL

Mitten in Schwabing, in einem Jugendstil-Wohnhaus in der Georgenstraße, liegt ein Ort, der für viele Gemeindemitglieder bis heute religiöse Heimat ist: die Stadtteilsynagoge, vielfach schlicht »Georgenschil« genannt. Von außen unscheinbar, offenbart sich hinter der Tür ein aktives Zentrum jüdischen Gemeindelebens – ein Ort, der ganze Generationen geprägt hat und dessen Geschichte eng mit der Entwicklung der Münchner Nachkriegsgemeinde verbunden ist.

Die Synagoge ist in einer ehemaligen Wohnung eingerichtet, deren vormalige Eigentümerin sie gleich drei Konfessionen gemeinsam vermacht hatte. Erst später übernahm die Kultusgemeinde allein die Räume. Bis dahin hatte lediglich eine Gebetsstube in der Viktor-Scheffel-Straße existiert, wie Thomas Münz, langjähriger Präsident des Synagogenvorstands (Vaad), erläutert. Mit der Umwandlung einer Wohnung in der Georgenstraße entstand dann ein neuer Ankerpunkt für Gemeindemitglieder im Münchner Norden.

Seit 1963 ist die Synagoge für viele Familien in Schwabing religiöse Heimat. Charlotte Knobloch, seit 1985 Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, erlebte seinerzeit die Eröffnung des Betraums mit. Das Konzept einer Stadtteilsynagoge, unscheinbar untergebracht in einem Wohnhaus und nahe am Alltag der Menschen, erwies sich als tragfähig.

ANFANGSJAHRE Die Anfangsjahre der Georgenschil waren stark von den sozialen Gegebenheiten der Nachkriegsjahrzehnte geprägt. Die Beter kamen ganz überwiegend aus den Reihen der Displaced Persons, der Großteil stammte aus Polen, der Sowjetunion, Rumänien oder Ungarn. Die Gemeinschaft war deutlich ostjüdisch geprägt, deutsche Juden zunächst nur in geringer Zahl vertreten.

Unter ihnen ist ein Name, der mit der Synagoge bis heute besonders eng verbunden bleibt: Thomas Münz. Er begann bereits 1966, hier zu beten, und gehört längst fest zur Institution Georgenstraße. Fast drei Jahrzehnte lang war er Präsident des Vaad, ein Amt, das er erst vor wenigen Jahren aufgab. In dieser Funktion setzte er sich vor allem dafür ein, dass die Gemeinschaft nicht nur religiös, sondern auch menschlich zusammenwuchs.

»Ich habe versucht, hier eine Familie zu gründen. Mir war es immer wichtig, dass jeder begrüßt wird und sich wertgeschätzt fühlt«, sagt Münz. Für ihn hatten und haben Offenheit und Willkommenskultur der Synagoge stets oberste Priorität – eine Haltung, deren Nutzen sich auch in den Jahren seit 1990/91 mit der Zuwanderung aus der zerfallenen Sowjetunion deutlich zeigt.





Fotos: Sharon Bruck, IKG München und Oberbayern

Blick in den Betraum (o.); feierliche Toraeinbringung im November 2024

Ein Gleiches galt für die Arbeit mit der Jugend. Junge Gemeindemitglieder wurden gezielt gefördert und regelmäßig zur Tora aufgerufen. Teils auf sanften Druck hin sammelten sie erste, später sehr hilfreiche Erfahrungen im Vorbeten. Ziel von Münz und weiteren Mitgliedern des Vorstandes war es, ein Bewusstsein für die Verantwortung für das große Ganze zu vermitteln: »Mir lag es am Herzen, dass auch meine Kinder hier gut eingebunden sind, ich wollte etwas Gutes übergeben«, beschreibt er rückblickend sein Engagement. Noch heute betont er: »Jede Person hat ihren eigenen Stellenwert für das Leben der Gemeinde und für den Gottesdienst.«

JÜDISCHKEIT Die Gemeinschaft veränderte sich über die Jahrzehnte, der familiäre Charakter blieb dabei immer erhalten. Viele junge Familien aus der Schwabinger Umgebung kommen regelmäßig zum Gottesdienst. Darunter sind auch Vorstandsmitglieder der Kultusgemeinde wie etwa Slava Satanovsky und seine Frau Chaya, die sich hier wohlfühlen: »Die Georgenstraße ist einfach ein ganz besonderer Ort. Man hat hier Gemeinschaft und eine Jüdischkeit, die alle miteinander verbindet und einbindet.« So seien etwa auf Initiative seiner Frau in den vergangenen Jahren die Kidduschim am Freitag ein fester Bestandteil des gemeinschaftlichen Lebens geworden.

Die Gemeinschaft veränderte sich über die Jahre, der Charakter blieb dabei immer erhalten.

Im Miteinander wurde auch zuvor manche Krise überwunden. Als Wegzug und Alter die Zahl von Betern der ersten Generation immer stärker sinken ließen, stand zeitweise die Zukunft der Synagoge als solche infrage; nicht zuletzt fehlte es an Personen, die aus der Tora vorlesen konnten. Intensives Engagement einzelner Mitglieder und ein starker Gemeinschaftssinn überbrückten diese schwierige Phase. Die Einbindung von Chabad Lubawitsch im Haus, die über einen Kontakt von Münz bei einem Seminar in London Ende der 70er-Jahre zustande kam, hatte ebenfalls einen belebenden Effekt. Heute lebt Rabbiner Yochonon Gordon mit seiner Familie direkt über dem Betsaal.

Überhaupt wurden die Räumlichkeiten auch baulich den Ansprüchen angepasst. Zur einst nur einstöckigen Synagoge kamen weitere Räume hinzu – unter anderem im Stockwerk darüber sowie im Erdgeschoss, wo zuvor die B'nai-B'rith Loge untergebracht war. Heute befinden sich im Haus neben der Synagoge und der Rabbinerwohnung auch Räume für Festlichkeiten sowie weiterhin mehrere Mietwohnungen. Bis 2014 wurde der in die Jahre gekommene Synagogenraum umfassend modernisiert; die letzte Torarolle spendeten 2024 Gerald Rosenberg und sein Bruder Hermann im Andenken an ihre Eltern Oskar Ascher und Elsa Lea Rosenberg.

Heute erscheint die Synagoge in der Georgenstraße beinahe wie ein kleines Wunder der Beständigkeit: Mitten im Trubel der Großstadt verborgen, getragen von Menschen verschiedenster Herkunft und Generationen. Einst Wohnung, haben sich die Räumlichkeiten heute zu einem Knotenpunkt des jüdischen Lebens in Schwabing entwickelt – familiär, offen und jung geblieben. Oder, wie Thomas Münz es treffend beschreibt: Eine Gemeinde, in der jeder Einzelne zählt.

Dieser Beitrag ist Teil einer Serie über Münchner Synagogen.

Mehr als eine Familiengeschichte

LESEN *Jan Mühlstein stellte im Gemeindezentrum sein neues Buch vor, das persönliche Erinnerungen mit europäischer Geschichte verknüpft*

Im Jüdischen Gemeindezentrum stellte Anfang des Monats Jan Mühlstein seine Familienchronik *Die Mühlsteins. Eine jüdisch-böhmische Geschichte* vor – ein Werk, das persönliche Erinnerungen mit europäischer Geschichte verknüpft und damit weit über den Rahmen einer Familienerzählung hinausweist. Moderiert wurde der Abend von C. Bernd Sucher, dem Nach-Nachfolger von Mühlstein als Vorstandsvorsitzender der Liberalen Jüdischen Gemeinde München »Beth Shalom«. Auszüge aus dem Buch las Armand Presser.

Zur Vorstellung von Mühlsteins Werk sprach Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, ein Grußwort, in dem sie vor allem auf die historische Tiefe des Buches hinwies: »Die Mühlsteins« machten deutlich, »in welchem Umfang die Weltenläufe ihren Niederschlag im Alltag jüdischer Individuen gefunden haben«. Aus großen historischen Linien würden menschliche Schicksale – auch jene der Eltern des Autors, die im Gegensatz zu vielen Verwandten den Holocaust überlebten. Das Werk sei deshalb mehr als eine Familiengeschichte, vielmehr ein Zeugnis dessen, »was Menschen leisten – aber auch dafür, was Menschen einander antun können«.

Ausgehend von den Erzählungen seiner Eltern Margarete und Robert, Überlebende von Theresienstadt und Auschwitz, zeichnet Mühlstein die Entwicklung jüdischer Lebenswelten in Böhmen nach. Beginnend mit den Reformen Kaiser Josephs II. beschreibt er die schrittweise Emanzipation, die zu größerer Mobilität, dem Ergreifen bis dahin unerreichbarer Berufe und letztlich sozialem Aufstieg führte.

Anhand der eigenen Familie wird deutlich, wie sich dieser Wandel über Generationen konkret vollzog: vom Leben auf dem Land über den Aufstieg in Handel und Industrie bis hin zur Integration in das städtische Bürgertum. Gleichzeitig legt das Buch die Brüche dieser Entwicklung offen. In Nationalitätenkonflikten zwischen Deutschen und Tschechen gerieten Juden oft zwischen die Fronten; Antisemitismus traf sie von mehreren Seiten. Die vermeintlich vollendete Integration der Zwischenkriegszeit endete in der Katastrophe des Holocaust: 174 Mitglieder der Familie Mühlstein wurden deportiert, 155 ermordet. Jan Mühlsteins Eltern kehrten nach dem Krieg nach Most (Brüx) zurück, wo der Autor 1949 geboren wurde und in einer kleinen jüdischen Gemeinde aufwuchs.



Foto: IKG-Kulturzentrum/Astrid Schmidhuber

C. Bernd Sucher, Charlotte Knobloch, Jan Mühlstein und Armand Presser (v.l.)

Im Gespräch mit Sucher formulierte er sehr klar seine Motivation für das Buch: Nach dem Tod der Eltern seien ihm Lücken in den familiären Erinnerungen bewusst geworden. Dokumente mussten gesucht, Geschichten neu eingeordnet werden. »Es war mir keine Bürde, dieses Buch zu schreiben«, sagte Mühlstein daher, »sondern eine Aufgabe.« Er verstehe seine Arbeit daneben auch als Mahnung, die Wirkungskraft eines scheinbar geschwundenen Antisemitismus nicht noch einmal zu unterschätzen. *em*

Jan Mühlstein: »Die Mühlsteins. Eine jüdisch-böhmische Geschichte«. Hentrich & Hentrich, Berlin und Leipzig 2025, 330 S., 28 €